

# Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Freitag, 31. Mai 2019 · Nr. 124 · 240. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.20 · €5.20



Stefan Gubser im Filmpodium in Zürich.

ANNICK RAMP / NZZ

«TATORT»-KOMMISSAR STEFAN GUBSER SPRICHT KLARTEXT

## «Ich habe zu lange geschwiegen»

WOCHENENDE, SEITE 45–48

## «Die demokratische Kontrolle fehlt»

Der Ökonom Tilman Slembeck kritisiert das Schweizer Gesundheitssystem

Das kräftige Wachstum der Ausgaben im Schweizer Gesundheitswesen führt gegen Ende Jahr regelmässig zu einem Aufschrei, wenn die Krankerversicherungen jeweils eine Erhöhung ihrer Prämien bekanntgeben. Der Ökonom Tilman Slembeck kennt die Kniffe, mit denen sich Leistungserbringer, also Ärzte, Spitäler, Apotheken oder

auch Pharmakonzerne, ihren Anteil am mehr als 80 Milliarden Franken grossen Kuchen sichern. Sein Befund: Das Schweizer Gesundheitswesen erbringt qualitativ hochstehende Leistungen, aber die Anreize sind eindeutig zugunsten eines Mengenzuwachses gesetzt.

«Mit den Prämienverbilligungen hat man bisher das Volk ruhiggestellt», sagt

Slembeck im Interview mit der NZZ. Das seien rund 4,5 Milliarden Franken jährlich, und etwa ein Drittel der Bevölkerung profitiere davon. «Andernfalls hätten wir schon längst einen Volksaufstand.» Das System werde laufend durch zusätzliches Geld am Leben erhalten. «Damit weicht man einem Verteilungskampf und ethischen Debatten aus», so der Wissenschaftler.

Die Krankenkassenprämie ist laut Slembeck eine Zwangsabgabe. «Es ist nicht etwas, das ich geben oder nicht geben kann.» Er konstatiert: «Die demokratische Kontrolle fehlt.» Aus seiner Sicht könnte die Vorgabe eines Globalbudgets oder auch von Kostenzielen etwas bringen. Während sich die Ärzteschaft gut organisiert habe, hätten die Patienten keine starke Lobby. Mehr finanzielle Mittel für Patientenorganisationen könnten mit der Zeit ein Gegengewicht schaffen.

Slembeck hinterfragt den Sinn von Grossinvestitionen in Spitäler und warnt davor, sich Illusionen zu machen, wenn ambulante und stationäre Eingriffe künftig einheitlich finanziert würden. Die geplante Mitfinanzierung durch die Kantone im ambulanten Sektor bringe diesen einen weiteren Machtzuwachs, nach dem Motto: «Wer zahlt, befiehlt.»

Wirtschaft, Seite 27

## Trumps Deal lässt Palästinenser kalt

Die USA wollen den Nahostkonflikt mit Geld lösen

An einer Konferenz in Bahrain möchte Donald Trump seinen «Jahrhundertdeal» lancieren. Wirtschaftliche Vorteile sollen die Palästinenser von diesem überzeugen. Doch diese sprechen von einer «Schande».

INGA ROGG, ISTANBUL

Frieden durch Wohlstand: Das verspricht eine für Ende Juni angesetzte Konferenz in Bahrains Hauptstadt Manama. Sie soll der erste Schritt sein auf dem Weg zum «Jahrhundertdeal» des amerikanischen Präsidenten Donald Trump, mit dem dieser den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern beenden will. Die amerikanische Regierung will an der zweitägigen Konferenz Investoren und Regierungen dafür gewinnen, Milliarden von Dollars in die Palästinensergebiete sowie angrenzende Staaten zu investieren, eine Art Marshall-Plan für die Palästinenser also.

Die Idee, den Hebel bei der Wirtschaft anzusetzen, ist grundsätzlich nicht schlecht. Andere Weltregionen haben in der Vergangenheit gezeigt, dass wirtschaftlicher Aufschwung durchaus zur Lösung von festgefahrenen Konflikten beitragen kann. Im Fall der Palästinenser gab es ähnliche Vorstösse freilich schon früher, die aber alle an der harten politischen Realität zerschellten. In Bahrain sollen die zentralen Streitfragen indes ausgeklammert werden: die Grenzen des künftigen palästinensischen Staats, der Status von Jerusalem, das Rückkehrrecht von Flüchtlingen und die israelischen Siedlungen.

### Abbas ruft zum Boykott auf

Zwar heisst es in Washington, in Bahrain werde es auch um politische Fragen gehen. Aber was der «Jahrhundertdeal» genau beinhaltet, weiss bis heute niemand genau. Der Architekt des Deals, Trumps Berater und Schwiegersohn Jared Kushner, liess kürzlich durchblicken, dass Washington von der Zweistaatenlösung aberückt ist. Da beide Seiten darunter etwas anderes verstünden, sei es besser, nicht davon zu reden, sagte er an einem Auftritt in Washington.

Ursprünglich hatte Trump den Plan im Februar vorstellen wollen. Wegen der israelischen Wahlen im April verschob er den Termin jedoch. Nachdem der israelische Ministerpräsident Benjamin Netanyahu in der Nacht auf Donnerstag krachend mit der Regierungsbildung gescheitert ist, stehen in Israel im September erneute Wahlen an.

Dass Trump während des Wahlkampfes Druck auf Netanyahu ausübt, um ihn zu Kompromissen zu bewegen, ist unwahrscheinlich. Er hatte sich schon in den vergangenen Jahren auf dessen Seite gestellt, indem er die amerikanische Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem verlegte und die Hilfszahlungen für die Palästinenser strich. Unter den Palästinensern verlor er damit jegliche Glaubwürdigkeit.

In Ramallah und Gaza sieht man in der für den 25. und 26. Juni angesetzten

Konferenz in Manama nur einen weiteren Schritt, die israelische Besetzung zu legitimieren. Die Autonomiebehörde hat angekündigt, die Konferenz zu boykottieren, und andere Länder aufgerufen, ihrem Schritt zu folgen. Von einem «Deal der Schande» sprach der Palästinenserpräsident Mahmud Abbas. «Wer die palästinensische Frage lösen will, muss bei den politischen Fragen beginnen und nicht damit, milliardenschwere Illusionen zu verkaufen.»

### Golfstaaten machen Druck

Abgesagt haben auch viele reiche palästinensische Geschäftsleute, unter ihnen der Baumagnat Bashar Masri, der nahe Ramallah die Planstadt Rawabi aus dem Boden gestampft hat. Einer will jedoch kommen: Ashraf Jabari, ein umstrittener Geschäftsmann aus Hebron mit guten Beziehungen zu den Siedlern im Westjordanland und zu Trumps Nahostteam. Er könnte am Ende der einzige, einsame palästinensische Vertreter sein. Eine «zynische Farce» nannte Hussein Ibish vom Arab Gulf States Institute in Washington die Veranstaltung in Manama. Trump und Kushner diene die Konferenz nur als Vorwand, um sich ganz im Sinne von Netanyahu von der Zweistaatenlösung zu verabschieden.

Doch die Palästinenser stehen unter Druck, insbesondere von Saudiarabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE). Offiziell stehen diese zwar weiterhin hinter dem Prinzip «Land für Frieden», aber die antiisraelische Front bröckelt. Die Herrscher in Riad und Abu Dhabi haben heute andere Prioritäten: die Eindämmung Irans. Damit riskieren sie freilich, ihren Einfluss auf die Palästinenser zu verlieren. Ausser Saudiarabien, den VAE, Katar und Gastgeber Bahrain hat bisher kein einziges arabisches Land seine Teilnahme zugesagt.

Um für den Plan zu werben, sind Kushner, der amerikanische Nahostgesandte Jason Greenblatt und der Sondergesandte für Iran, Brian Hook, diese Woche nach Marokko, Jordanien und Israel gereist. Dabei machte der jordanische König Abdallah deutlich, dass die Zweistaatenlösung eine rote Linie ist. Amman ist jedoch auch abhängig von der finanziellen Hilfe aus Washington und den Golfstaaten. Ein Gutteil der Milliarden, die an der Konferenz gesprochen werden sollen, soll laut Medienberichten nach Amman fliessen.

Nach Netanyahu Debakel ist fraglich, was in Bahrain überhaupt erreicht werden kann. Kushner hat am Donnerstag die engen Beziehungen mit dem amtierenden Regierungschef gepriesen. Kompromisse sind von Netanyahu in den nächsten Monaten nicht zu erwarten. Sollte er überraschend doch dazu bereit sein, hinge alles von seiner Wiederwahl im Herbst ab. Dann dreht sich in Amerika freilich schon alles um die nächsten Präsidentschaftswahlen. Wer immer nach Manama kommt, wird unter diesen Umständen keine verbindlichen Zusagen machen. Palästinenserpräsident Abbas spricht denn auch nicht von einem «Jahrhundertdeal», sondern von einem «Deal für das nächste Jahrhundert».

ANZEIGE

HAPPY HEARTS COLLECTION

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

CHOPARD BOUTIQUE ZÜRICH  
Bahnhofstrasse 40, +41 (0)44 215 30 30

WORKAROUND

Die Fähigkeit,  
Probleme zu umgehen,  
wird immer wichtiger SEITE 50

FLUGZEUGABSTURZ

Wie ein Hinterbliebener  
mit dem Verlust seines  
Bruders umgeht SEITE 51

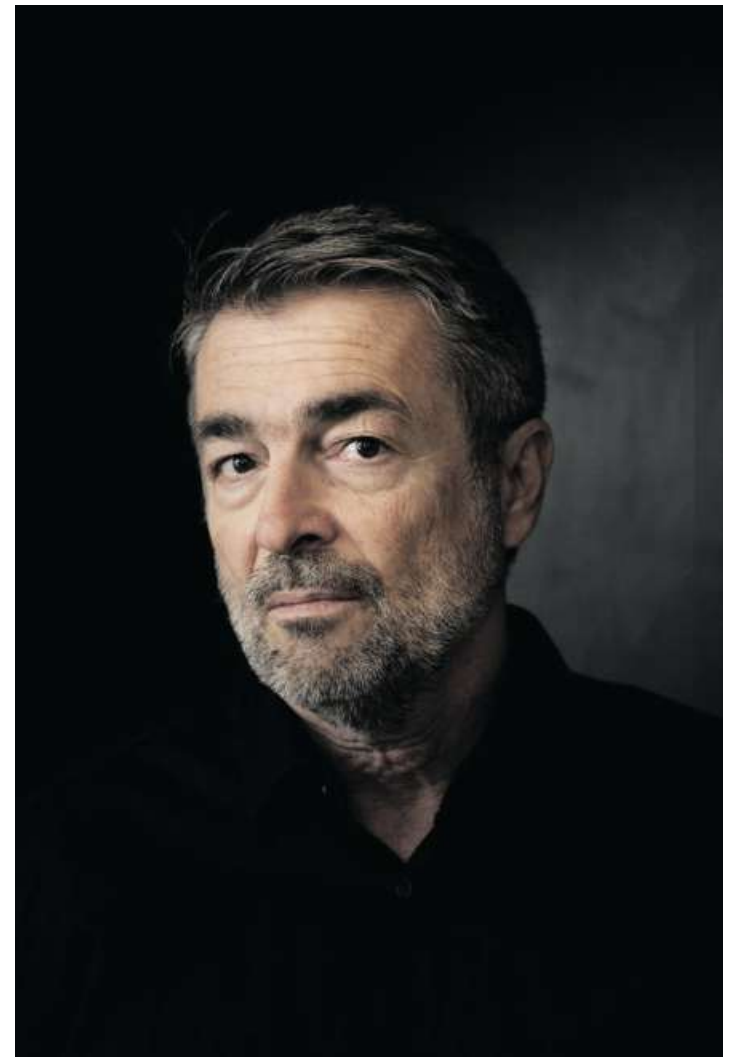
FALTBARE BILDSCHIRME

Die Einführung wurde  
schon oft angekündigt –  
und verschoben SEITE 52

# Stefan Gubser ermittelt



«Der «Tatort» ist eine unglaublich wichtige Plattform für alle, die in diesem Land künstlerisch tätig sind», sagt Stefan Gubser.



## «Ein Arschloch von Ermittler wollte ich nicht spielen»

Er spielte mit Weltstars wie Claudia Cardinale und Ben Gazzara, und ein Millionenpublikum verfolgt jeweils seine Ermittlungen als «Tatort»-Kommissar in Luzern. Als Schauspieler und Produzent kennt Stefan Gubser aber auch Selbstzweifel, Neid und die Schattenseiten der Filmbranche. Das Gespräch mit ihm führte Daniele Muscionico, Bilder von Annick Ramp.

*Herr Gubser, Sie haben dafür gekämpft, dass das Schweizer Fernsehen 2011 die beliebteste deutschsprachige Fernseh-Krimireihe, «Tatort», wieder in sein Programm aufnahm und eigene Ermittler beisteuerte. Im Herbst spielen Sie diese Figur des Reto Flückiger zum letzten Mal. Rückblickend, was war der Knackpunkt?*

Als Gegenstück zu den teilweise überkandidelten Kommissaren in Deutschland wollten wir für die Schweiz einen Ermittler etablieren, der keine Macken hat. Er sollte nicht drogenüchtig sein oder mit einer Frau verheiratet, die auf den Strich geht, oder an einem Hirntumor leiden, was weiss ich. Das ist natürlich immer schwierig, denn eine solche normale Figur hat nichts, was die Leute sofort anspricht.

*Der Figur schien die eigene Geschichte zu fehlen. Ihre Rasur erzählte mehr von Ihrem Seelenzustand als Sie selber. Wieso erfuhr der Zuschauer erst nach einigen Folgen, dass Sie auch ein Privatleben haben, eines, das Ihnen sogar ordentlich zusetzt?*

Wenn man einen Krimi einmalig macht, dann kann sich die Geschichte auf den Fall konzentrieren. Wenn man allerdings eine Reihe produziert, muss man eine Figur erschaffen, die dem Zuschauer in irgendeiner Form nahekommt. Das Schweizer Fernsehen wollte sich am Anfang ausschliesslich mit dem Fall beschäftigen, man wollte keine Hintergrundgeschichten. Delia Mayer und ich haben immer dafür gekämpft, dass unsere Rollen mehr Fleisch erhalten. Das wurde uns irgendeinmal zugestanden, doch in meinen Augen zu wenig und zu spät.

*Ein Denkfehler bei der Anlage der Drehbücher?*

Eine Figur wie die eines «Tatort»-Ermittlers muss entweder ein Sympathieträger sein oder ein Arschloch, sage ich jetzt einmal. Das Letztere wollte ich nicht

**«Dani Levy ist ein tief entspannter Regisseur. Er spannt Schauspielern ein Auffangnetz auf, in das man sich fallen lassen kann.»**

spielen, das wäre gegen meinen Typ. Die Bücher werden vom Sender und von den Autoren entwickelt, wir Schauspieler haben darauf nur geringen Einfluss. Hier fehlt meiner Meinung nach ein Headwriter, der die Geschichte Folge für Folge weiterspinnt, der einen Bogen schafft und die Hauptfiguren von Anfang an sorgfältiger und besser entwickelt. Delia Mayer und ich hatten das vorgeschlagen. Es sind Fehler passiert, auch bei mir, das muss ich unumwunden eingestehen.

*Wären denn die Kosten für einen Headwriter hoch gewesen?*

Auf das ganze Budget gesehen, möglicherweise ein Prozent, also eher vernachlässigbar, aber effektiv. Ein Headwriter hätte den Figuren ein Gesicht geben können. Ich musste in Zeitungskritiken oft lesen, dass es Flückiger an Ecken und Kanten fehle. Wie hätte ich diese spielen sollen, wenn die Situation und die Emotion dafür nicht im Drehbuch standen?

*Das Schweizer Fernsehen hatte den «Tatort» von 1990 bis 2001 im Programm gehabt und sich dann für neun Jahre aus dem Verbund mit Deutschland und Österreich ausgeklinkt. Das haben Sie durch Ihre Initiative geändert. Weshalb ist Ihnen die Schweizer Beteiligung wichtig?*

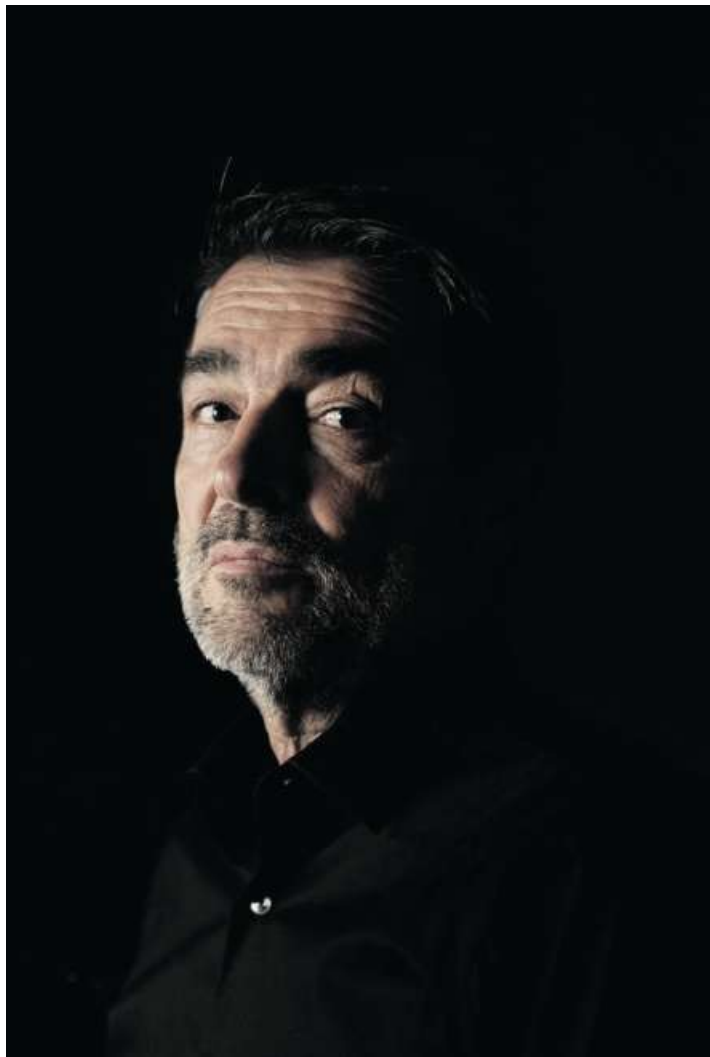
Ich hatte einen guten Draht zur damaligen Fernsehleiterin, Ingrid Deltenre, und bin ihr immer wieder in den Ohren gelegen mit der Idee, wieder einen Schweizer «Tatort» zu produzieren. Erstens kommt durch das Format ein Stück Schweizer Kultur nach Deutschland, und Deutschland ist ein wichtiger Tourismusmarkt für die Schweiz. Zweitens ist der «Tatort» eine unglaublich wichtige Plattform für alle, die in diesem Land künstlerisch tätig sind. Nicht nur für die Schauspieler, auch für die Kameraleute und die Regisseure. Die ganze Filmszene wird im Ausland dadurch wahrgenommen, dass ein «Tatort» jeweils rund 10 Millionen Zuschauer hat.

*Sie packten den Stier bei den Hörnern und haben die erste Folge mit Ihrer Firma Tellfilm koproduziert. Weshalb nur die erste?*

Rückblickend war das eine heikle Geschichte. Die Schweiz ist zu klein für einen Schauspieler, der seinen Film auch noch mitproduziert. Es wurde mir zwar nie direkt ins Gesicht gesagt, aber es gab in der Branche schon Leute, die hinterher tuschelten: «Das darf doch wohl nicht wahr sein!» Heute würde ich es nicht mehr so machen. Das geht in Deutschland noch knapp, bei Til Schweiger, aber auch ihm bläst der Wind extrem ins Gesicht.

*Sie haben in insgesamt zwanzig Folgen ermittelt. Davon dreimal im Konstanzer «Tatort» als Schweizer Kollege von Eva Mattes. Welches ist Ihre liebste Folge?*

Das war sicher der One-Take, den wir im KKL drehten: «Die Musik stirbt zuletzt» unter der Regie von Dani Levy. Es ist ein



Vergnügen, mit Levy zu drehen, er ist ein so tief entspannter Regisseur, der die Psyche der Schauspieler aus dem Effeff kennt, weil er selber lange genug vor der Kamera gestanden hat. Er spannt Schauspielern ein Auffangnetz, in das man sich fallen lassen kann.

*Ist der Schauspieler Stefan Gubser ähnlich gelöst? Sind Sie auf dem Set auch der wetterfeste Segler, der sie privat sind?*

Nein, das bin ich nicht. Ich bin ein eher nervöser Typ, und ich bin ein grosser Zweifler. Ich kenne Ängste und beginne bei jedem Film wieder neu.

*Das Ende des Ermittlers Reto Flückiger kam plötzlich. War das mit Ängsten verbunden?*

Für mich kam das Ende nicht plötzlich, darüber wurde schon vor drei Jahren mit uns gesprochen. Der Umzug nach Zürich hatte auch mit Kosteneinsparungen zu tun, da die meisten Crewmitglieder in Zürich leben und in Luzern ein Hotel brauchten. Ich muss dazu sagen, dieser Kommissar war tatsächlich eine Traumrolle, ich habe als Kind schon davon geträumt, einmal einen Kommissar zu spielen. Als ich mit der Tatsache konfrontiert wurde, dass wir in Luzern aufhören werden, bin ich zunächst in ein grosses Loch gefallen. Ich habe diesen «Tatort» immer als mein Baby betrachtet. Man hatte mir auch zugesagt, dass ich ihn machen dürfe, bis ich 65 Jahre alt sei. Und ich empfand es deshalb als hart, mit 61 Jahren gesagt zu bekommen, jetzt sei Schluss.

*Heute geht es Ihnen offensichtlich blendend. Sie tragen keine Trauer um Ihre Traumrolle.*

Genau, jetzt kommen wir zum Positiven: Das Aus des «Tatorts» war wie ein Tritt in den Hintern und hat mich aus meiner Komfortzone katapultiert. Ich verfolge jetzt wieder eigene Theater- und Filmprojekte. Meine Kollegin Regula Grauwiler und ich haben einen Kulturverein

gegründet. Wir arbeiten zum Beispiel an einem Abend über Helene und Wolfgang Beltracchi. Ich habe die beiden vor zwei Jahren kennengelernt und war von ihnen unglaublich begeistert. Wir haben uns beim Rowohlt-Verlag die Rechte gesichert und sind in Österreich, Deutschland und in der Schweiz dabei, ihre gemeinsame Geschichte in einer Art szenischer Lesung vorzubereiten. Mäzene für unser Projekt sind übrigens herzlich willkommen (lacht).

*Es gibt eine Verwandtschaft zwischen Ihnen und dem als Kunstfälscher verurteilten Beltracchi: Sie beide sind erfolgreiche Performer. Stimmt die Beobachtung?*

Ich glaube tatsächlich, er hätte auch ein guter Schauspieler werden können. Er hat ja die ganze Verlogenheit des Kunstmarkts ad absurdum geführt. Die Begegnung mit ihm hat bei mir einen enormen Energieschub ausgelöst. Zusammen mit dem Tritt des Schweizer Fernsehens ist ein gewaltiger kreativer Prozess in Gang gekommen. Damit hatte ich nicht gerechnet, und deshalb bin ich letztlich froh, dass es so gekommen ist.

*Also hat der Volksmund recht: Der Künstler ist immer dann am besten, wenn er unter Druck steht?*

Das würde ich so nicht unterschreiben. Das würde ich so nicht unterschreiben. Um Dinge anzuschieben, braucht es Druck, aber während des kreativen Prozesses ist Druck nicht förderlich. Deshalb war die Zusammenarbeit mit Dani Levy so perfekt, es gelingt ihm als Regisseur, eine angstfreie Atmosphäre zu schaffen, in der man sich ausprobieren und entfalten kann. Ich glaube, jeder Künstler kennt Ängste sehr gut: Existenzängste, Ängste, zu versagen oder nicht gut genug zu sein. Er steht ja mit seiner eigenen Person im Fokus. Und weil es im Filmgeschäft immer um sehr viel Geld geht, steht man als Hauptfigur eines «Tatorts» auch sehr unter Strom. Man weiss, es muss funktionieren.

**«Der Tritt des Schweizer Fernsehens hat bei mir einen starken kreativen Prozess in Gang gesetzt. Damit hatte ich nicht gerechnet.»**

*Der Lohn des Erfolgsdrucks ist die Gage, und sie soll für einen «Tatort» erheblich sein. Verraten Sie, wie hoch?*

Das kann ich nicht. Mein Lohn war absolut anständig, verglichen mit deutschen «Tatort»-Gehältern allerdings nicht überlegend. Aber die Löhne der meisten Schauspieler sind seit zirka 15 Jahren in einem dramatischen Sinkflug, und da trägt auch das Schweizer Fernsehen seinen Anteil daran, was ich ehrlich gesagt nicht ganz verstehe. Kein fester Mitarbeiter und keine feste Mitarbeiterin würde dort akzeptieren, dass der Lohn plötzlich um einen Drittel gekürzt wird. Aber Künstler werden ständig von Produzenten gefragt: «Könntest du das nicht billiger oder gar umsonst machen?» Ich gehe ja auch nicht in einen Laden und frage, ob ich die Milch heute billiger oder gratis bekomme. Ich bin der Ansicht, dass in dieser Branche viele Leute zu schlecht bezahlt sind! Die Budgets werden immer kleiner, und der Künstler steht am Ende der Nahrungskette, an

ihm wird gespart. Das betrifft übrigens alle Schauspieler, und das finde ich extrem unfair. Ganz zu schweigen von den Schauspielerinnen, die schlechter bezahlt sind als die Männer. Wieso? Da hätte meiner Meinung nach das Schweizer Fernsehen die Pflicht, für bessere und faire Löhne zu sorgen und dies bei den Produzenten zu überprüfen. Die Techniker haben Gesamtarbeitsverträge und sind sehr gut organisiert. Aber viele freischaffende Schauspieler leben auch in der Schweiz am Existenzminimum. Ich kenne wirklich begabte Kolleginnen und Kollegen, die Familie haben und nicht wissen, wovon sie leben sollen.

*Wie beurteilen Sie das Schweizer Filmschaffen? Spielt es international eine Rolle?*

Es wäre schön, wenn. Es gibt in der Schweiz sehr begabte Regisseurinnen und Regisseure, Ursula Meier, Michael Steiner, Dani Levy, Stina Werenfels und viele andere mehr; es gibt viele tolle Kameraleute, Filip Zumbunn zum Beispiel, Pascal Walder oder Ueli Steiger, es gibt sehr viele Talente in der Schweiz. Aber es gibt sehr wenig Mut. Wir Schweizer sind in unseren Geschichten und Stoffen viel zu wenig mutig.

*Mut ist bekanntlich keine typisch schweizerische Stärke...*

Wie anderswo auch suchen wir immer nach Kompromissen. Aber so entstehen nun mal keine einzigartigen, spannenden Geschichten. Der Film steht und fällt mit dem Drehbuch, wenn die Geschichte nicht stimmt, nicht emotional oder nicht mutig genug ist, dann ist der Film verloren. «Wolkenbruch» zum Beispiel hat beides, ein gutes Buch und eine gute Geschichte.

*Man sagt, Schweizer Filmschaffenden fehle es an Feuer unter dem Hintern, weil es in diesem Land keine dringlichen Themen zu erzählen gebe. Teilen Sie diese Einschätzung?*

Wir leben in einer absoluten Wohlstandsgesellschaft, und es gibt auch für viele Künstler keine Notwendigkeit, die Komfortzone zu verlassen. Aber Dänemark geht es ja nicht schlechter als uns, und trotzdem haben die ein sehr gut funktionierendes Film- und Fernsehsystem. Ich meine grundsätzlich, Schweizer Filmschaffende müssten unternehmerischer denken.

*Unternehmerisches Denken heisst kommerzielles Denken, also strategisches Bedienen von Quote und Markt. Wie sollen dabei mutige Bücher entstehen?*

Das muss kein Widerspruch sein. War ein sehr erfolgreicher Schweizer Film wie «Höhenfeuer» von Fredi Murer etwa Mainstream? Ich kann eines nicht verstehen: Bei der Schweizer-Filmpreis-Ver-

## Die Tatorte des Stefan Gubser

MD · Kommissar Bernauer in «Euro-cops» war sein Durchbruch, Reto Flückiger im Schweizer «Tatort» (2010–2019) der Ritterschlag: Der Schweizer Stefan Gubser, Jahrgang 1957, als Schauspieler am Wiener Max-Reinhard-Seminar ausgebildet, engagiert am Burgtheater und am Münchner Residenztheater, arbeitet seit seinem Studium bei Susan Batson am New Yorker Actor Studio hauptsächlich im Film und im Fernsehen. Sein Curriculum nennt 25 Kinofilme, 70 TV-Filmproduktionen und rund 150 Folgen in verschiedenen TV-Serien. Mit «Hello Goodbye» und «Horizon Beautiful» realisierte er zwei Kinofilme und für das Theater zwei Bühnenproduktionen. Sein jüngstes Engagement gilt der Liebesgeschichte des ehemaligen Kunstfälscher-Ehepaars Helene und Wolfgang Beltracchi: Als Produzent und Schauspieler hat er die Rechte erworben, um deren Geschichte auf die Bühne zu bringen.



leihung werden meistens Filme ausgezeichnet, die vielleicht auf 4000 Zuschauer kommen. Bei Filmen, die wirklich erfolgreich sind, erhält man den Eindruck, die werden aus Prinzip nicht ausgezeichnet.

*Weil den Menschen in diesem Land der Erfolg des Anderen tendenziell verdächtig ist?*

Nein, weil da ein gewisser Neid ist. Von der Filmbranche selber! Ich glaube, es herrscht ein Denken: Dieser Film hat schon so viele Zuschauer, der braucht nicht auch noch einen Schweizer Filmpreis zu gewinnen.

*Ist die neue, sogenannte «erfolgsabhängige Filmförderung» des Bundesamts für Kultur also der richtige Weg?*

Ich denke schon. Film ist ein Medium für ein grosses Publikum, da es einfach zu teuer ist, einen Film nur für ein paar Leute zu machen. Trotzdem muss man natürlich auch junge, unerfahrene Filmemacher unterstützen und ihnen auch zugestehen, Fehler zu machen. Sonst kommen keine guten Leute nach. Das ist ein schwieriges Thema.

*Der Schweizer Markt ist zu klein, um einen Film mit den Kasseneinnahmen zu refinanzieren; das heisst, man ist bedingungslos von den Fördergremien abhängig. Was sind die Folgen?*

Es beginnt ja damit, dass es nur drei grosse Förderer gibt, das Bundesamt für Kultur, die Zürcher Filmstiftung und das Schweizer Fernsehen. Wenn bei einem grösseren Kinoprojekt mit einem Budget ab 2,5 Millionen Franken – das wäre in Deutschland immer noch ein Minibudget – einer dieser drei Förderer wegbreicht, ist das Projekt meistens tot. Dann kannst du die ganze Arbeit, die du hineingesteckt hast, in den Papierkorb schmeissen. Das ist brutal.

*Unternehmerisches Denken würde was genau bedeuten?*

Wenn in Deutschland Til Schweiger einen Film finanziert, dann budgetiert er auch mit Equity-Geldern. Die kommen von Investoren, die ein Interesse haben, etwas zu verdienen. In der Schweiz wird kaum ein Investor in einen Film investieren, weil die Chance, dass er dabei etwas verdient, sehr klein ist. Auch in der Schweiz müsste man den Produzenten die Möglichkeit geben, dass sie an einem Film, der erfolgreich ist, verdienen. Aber es braucht bei den Produzenten auch mehr Risikobereitschaft und, wie gesagt, mehr Unternehmertum.

*Sie sprachen von Mutlosigkeit und Neid innerhalb der Branche. Wäre die Qualität des Schweizer Films vielleicht besser, wenn grundsätzlich mehr Geld vorhanden wäre?*

Ja und nein, letztlich scheint mir die Mutlosigkeit vor allem eine Mentalitätsfrage zu sein. Was die Präsenz, auch die internationale Präsenz, des Schweizer Films betrifft, fehlt es aber auch an der Vermarktung. «Blue My Mind» zum Beispiel war ein wunderbarer Film. Doch er hätte ein richtig gutes Marketingbudget gebraucht, um im Kino durchzustarten und um von mehr als 3000 Leuten gesehen zu werden. In Amerika ist immer ein bestimmter Betrag prozentual zum Filmbudget für die Vermarktung vorgesehen. Wenn ein Kino bei uns einen Film zeigt, und er wird nicht von Anfang an gut besucht, streicht man ihn nach wenigen Tagen bereits aus dem Programm. Und dann kann man ihn vergessen.

*Weshalb liegt es denn mit der Vermarktung der Filme in der Schweiz im Argen?* Die Gesamtbudgets sind ganz einfach zu klein. Das Bundesamt für Kultur hat ja für die ganze Filmindustrie unterm Strich weniger Geld, als das Opernhaus Zürich Subventionen zur Verfügung hat! Ich will dem Opernhaus nichts absprechen, um Gottes willen, aber das Verhältnis zur Filmförderung stimmt hinten und

**«In der Filmbranche sind viele Leute zu schlecht bezahlt! Da ist das Schweizer Fernsehen in der Pflicht, für faire Löhne zu sorgen.»**

vorne nicht! Es müssten ganz einfach mehr Gelder vorhanden sein, und die Gelder müssten qualitativ verteilt werden und nicht wie jetzt nach dem Giesskannenprinzip.

*Sie kritisieren damit auch das Schweizer Fördersystem?*

Unser Filmförderungssystem könnte besser funktionieren. Es funktioniert zu stark wie das politische Konkordanzsystem in der Schweiz. Zudem sitzen in den Gremien zu viele Leute, die voneinander unabhängig sind. Ich möchte niemandem etwas unterstellen, doch mein Eindruck ist, dass es allzu oft gar nicht um die Sache, sondern um Verbindungen zwischen Personen geht, was ja auch kein Wunder ist. Hilfst du mir, so helfe ich dir.

*Sie werden sich mit dieser Aussage in der Branche keine neuen Freunde machen. Wo orten Sie denn die Schwäche unserer Filmförderung?*

Autoren mit eigenen Handschriften setzen sich kaum je durch, die Förderer nehmen viel zu sehr Einfluss. Dazu kommt, dass die Förderer oft unterschiedlicher Ansicht sind. So kann es sein, dass das Bundesamt für Kultur das Gegenteil der Zürcher Filmstiftung gut findet oder bemängelt, da wird es unglaublich schwierig, bei der zweiten Eingabe jedem gerecht zu werden. Mangels Mut werden Stoffe am Ende oft flacher, ich habe das an zahlreichen Sitzungen persönlich erlebt. Und: Wenn ein Autor oder ein Regisseur etwas kann, muss man den nicht nur einmal fördern, sondern vielleicht zweimal oder dreimal, und vor allem muss man ihm auch einmal einen Misserfolg gestatten.

*Womit wir wieder bei der Schweizer Liebe zum Giesskannenprinzip sind beziehungsweise der Skepsis gegenüber einer Elite...*

...genau, und dafür müssten professionelle Leute in einem Intendanten-System Geld verteilen. Und nicht Gremien, in denen zum Teil Menschen sitzen, die vom Geschäft einfach zu wenig verstehen. Oder die voneinander unabhängig sind. Es müssten Leute die Gelder verteilen, die unabhängig sind, die nicht vom selben Kuchen leben. Es müsste ein Systemwechsel stattfinden.

*Mir scheint, es gibt nicht nur zu viele schlechte Schweizer Filme. Es gibt überhaupt zu viele Schweizer Filme. Teilen Sie diese Meinung? Als Produzent und Filmschaffender müssten Sie mit Nein antworten.*

Das muss man differenzierter sehen. Es gibt vermutlich zu viele Produktionsgesellschaften, ich gehörte auch dazu (lacht). Das Filmvolumen ist sehr hoch, im Verhältnis zur Einwohnerzahl eines der höchsten weltweit. Das führt automatisch zu Konflikten in Bezug auf die Qualität, aber auch auf Quantität. Denn die Filme kannibalisieren sich gegenseitig, und das kann nicht das Ziel sein.

*Üben Sie auch darum Kritik, weil Sie als Produzent mit eigenen Projekten bei Fördergremien auch schon auf Granit bissen?*

Das hat damit überhaupt nichts zu tun. Nein, ich produziere ja nur noch selten und habe schon sehr lange keine Fördermittel mehr beantragt. Ich bin seit über 35 Jahren in diesem Land im Filmgeschäft tätig und beobachte einfach, dass es oft nicht um Qualität geht, wobei Qualität – zugegeben – eine sehr subjektive Angelegenheit ist.

*Hand aufs Herz: Sie verurteilen die Politik der Fördergremien, doch die Förderinstanz namens Schweizer Fernsehen war in den letzten Jahren Ihr wichtigster Arbeitgeber. Reden Sie so furchtlos, weil Ihr jüngster Fernsehfilm, die diesjährige SRF-Weihnachtskomödie, bereits im Kasten ist und Sie nach den gutbezahlten «Tatort»-Engagements auf weitere Jobs beim Sender verzichten können?*

(lacht) Halt, stopp! Ich verurteile gar nichts! Ich übe konstruktive Kritik und sage meine Meinung. Wer sagt, dass diese richtig ist? Ich pflege zu sehr vielen Leuten im Film- und TV-Business sehr gute und freundschaftliche Beziehungen und will niemandem ans Bein pinkeln, das ist nicht meine Art. Aber meine Meinung will ich schon noch sagen dürfen. Ich habe oft genug zu lange geschwiegen, nur weil ich Bedenken hatte, damit ins Fettnäpfchen zu treten. Als ich 60 Jahre alt wurde, habe ich mir gesagt, damit ist jetzt Schluss. Vor allem dem Schweizer Fernsehen habe ich sehr viel zu verdanken, das ist mir vollkommen bewusst. Das heisst aber nicht, dass ich immer alles gut finden muss. Übrigens, meine Rolle in der Weihnachtskomödie ist sehr klein, und ich habe sie vor allem aus einem Grund angenommen: Die Figur ist ein Penner, und sie heisst Reto. Ich dachte mir, als Witz: Das könnte die Zukunft von Reto Flückiger sein. Der «Tatort»-Ermittler endet zum Schluss seiner Laufbahn auf der Strasse.